

Schriften

zur

Kritik und Literaturgeschichte

von

Michael Bernays

Erster Band

Zur
neueren Litteraturgeschichte

von

Michael Bernays



Stuttgart

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung

1895

Druck von Carl Neubold, Heilbronn.

An
Erich Schmidt
in
Berlin.

Dein Name, theurer Freund, stellt sich wie von selbst an die Spitze dieses Buches. Während ich mich mit ungehemmter Lust den Arbeiten hingab, aus denen die hier vereinigten Darstellungen und Versuche hervorgingen, bleibst Du mir im Geiste gegenwärtig. Dem Einzelnen, wie es entstand, hast Du Deine prüfende Aufmerksamkeit gegönnt; Deine warme Theilnahme kam mir stets zu gute; Dein bündiges Wort hat mich ermuntert, Dein immer treffendes Urtheil mich gefördert. So nimm nun das Ganze hin als bescheidene Freundesgabe! Es gelte Dir zugleich als späte Gegengabe für das Geschenk, das Du mir in Deinen Beiträgen zur Kenntniß der Klopstock'schen Jugendlyrik dargebracht.

Als berufener Vertreter der Gesamtheit unserer Wissenschaftsgenossen ermahntest Du mich wiederholt und nachdrücklich zur Sammlung der kleineren und umfangreicheren Schriften, in denen ich von Zeit zu Zeit einzelne Ergebnisse litterarhistorischer Studien vorgelegt. Mit diesem Bande beginne ich Deiner Mahnung nachzukommen.

Umfassendere Mittheilungen aus dem Vorrathe älterer Arbeiten müssen freilich den folgenden Bänden vorbehalten

bleiben. Diesmal erscheinen nur zwei Aufsätze älteren Ursprungs. Der eine mag uns vergegenwärtigen, wie der Text des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe allmählich gereinigt und vervollständigt worden; zugleich mögen wir uns freuen, daß die Handschriften jener Briefe, als vaterländische Kleinodien, im Weimarischen Schatzhause für immer geborgen ruhen. Der andere begründet die Nothwendigkeit einer Gesamtausgabe der Schillerschen Briefe, einer solchen, wie sie uns Fritz Jonas nun in musterhafter Bearbeitung darbietet; sie ist würdig, sich den Werken Schillers anzuschließen; in ihr besitzen wir sein Selbstbildniß. Es spricht zu uns mit lebendigen Lauten; mächtig blickt es uns an mit seinen lichten, unvergänglich festen Zügen.

Die beiden Abhandlungen, denen dieser Band seinen hauptsächlichsten Inhalt verdankt, wurden in der glücklichen Wulfe der jüngsten Jahre begonnen und ausgeführt. Der ersten blieb alles gelehrte Beiwerk fern; um so reichlicher ward die zweite damit ausgestattet. Doch darf ich hoffen, daß dem gewissenhaft theilnehmenden Leser die Noten weder als Belastung des Textes erscheinen, noch die Uebersicht des Ganzen erschweren werden. Sie sind keineswegs bestimmt, die Darstellung mit gelehrtem Prunkte zu verbrämen. Sie führen ihre eigene Sprache; dem selbstthätigen Forscher geben sie Winke und Fingerzeige; sie weisen auf den Weg, auf dem ich selbst, unter ernsten Mühen, vorwärts zu dringen strebte.

Oft wird in diesem Buche die Betrachtung auf die Litteratur des Auslandes hingelenkt; aber stets kehrt sie zur heimischen zurück. Behauptet doch die deutsche Litteratur eine Stellung im Mittelpuncte aller Litteraturen! Wir gewahren hier ein fortdauerndes Wechselverhältniß des Gebens und Empfangens. Der deutsche Geist, jeder fruchtbaren Anregung zugänglich, ergriff in freudiger Auerkennung alles, was groß und bedeutsam in anderen Geistesbereichen sich hervorgethan; er nährte und stärkte sich daran; und wiederum nach allen Richtungen hin

entsendet er die Ausströmungen der eigenen Kraft. Will man sich den Gehalt aneignen, den die Schöpfungen unserer Litteratur in sich bergen, trachtet man vornehmlich nach dem veredelnden, seelenerregenden Genusse, den sie gewähren, so bedarf es keiner Ausblicke in fremde Kunstgebiete. Aber unsere Litteratur in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung zu erfassen, den Gang ihrer Ausbildung mit eindringendem Verständnisse zu überblicken, sie als eine der großartigsten Erscheinungen im Geistesleben der Völker anschauend zu erkennen, — das bleibt eine wissenschaftliche Aufgabe höchster Art. Um ihre Lösung nicht gänzlich zu verfehlen, muß man sich wohl entschließen, die Forschung und Betrachtung weit über die vaterländischen Grenzen hinaus zu leiten. Der Deutsche braucht jetzt nicht mehr zu besorgen, daß er, geblendet von dem Glanze der Schätze, deren die anderen Völker sich rühmen, den Werth der eigenen Besitzthümer geringer anschlage, oder sie gar mißachte. Hat er in vorurtheilsfreier Bewunderung Herz und Geist an den Herrlichkeiten des Auslandes geweidet, so mag er getrost sich sagen:

Und froher fehr' ich, wenn ich sie gemustert,
Zu meinem schönern Eigenthum zurück. —

Fernab vom litterarischen Tagesmarkte und seinem Getümmel sind diese Arbeiten entstanden. Sie widmen sich der Vergangenheit; aber sie konnten nicht der Gegenwart nicht entfremden. Ja, vielleicht muß ich mir vorwerfen, daß durch die unablässige Erwägung, die theilnehmende Betrachtung dessen, was jetzt im Leben unseres Volkes, was im weiten Umkreise der gebildeten Menschheit sich vollzieht und vorbereitet, meinem Urtheile hie und da eine allzu bestimmte Richtung gegeben und die Ruhe der wissenschaftlichen Anschauung gestört worden. Doch immerhin! Warum müßte ich solchen Vorwurf scheuen? — Dem deutschen Volke bietet sich in seiner Litteratur ein Abbild seines Wesens, ein Sinnbild seiner Geschichte. Wie könnte man sich der Erforschung des längst oder jüngst Ver-

gangenen zuwenden, ohne der Gegenwart zu gedenken, und mit muthigen Hoffnungen in eine noch verhüllte Zukunft hinauszublicken! —

Ich reiche Dir, geliebter Freund, bewegten Herzens dieses Buch. Mir erneuert sich die Erinnerung an alles, was Du mir gewesen; ich überdenke, was Du der Wissenschaft und denen, die ihr angehören, geleistet hast und zu leisten fortfährst. Was Du früh verheißest, begannst Du auch früh zu vollbringen. Mit dem vordringenden Eifer des Jünglings paarte sich in Dir die klare Besonnenheit des Mannes. Jüngeren und Aelteren schreitest Du nun voran, ein begeisternder und zuverlässiger Führer zu den hohen Zielen unserer Wissenschaft, deren nationale Bedeutung nicht länger verkannt werden darf.

Durch Jahrzehnte schon währt unsere Freundschaft. Sie wird unerschüttert fortbestehen, so lange diese Lebenssonne uns leuchtet.

In steter Treue

Dein

M. B.

Starkruhe, 27. Januar 1895.

Inhalt.

I. Bemerkungen zu einigen jüngst bekannt gemachten Briefen an Goethe. (Ungedruckt.)

1. Die erste Aufführung des Mahomet.

Bedenken der Wiener Censur gegen die Aufführung 3—6. Die Scene 2,5 in den Propyläen 7—9. Frühere enthusiastische Urtheile über diese Scene 10—11, denen dann Geringschätzung folgt 12. Bonaparte und Voltaires Mahomet 13—18.

2. Barmhagens Briefe. Beziehungen Goethes zu Walter Scott.

Barmhagen über Goethes Kunst und Alterthum 19—21. Goethe über Napoleon und Hamann 21—22, Fichte über Napoleon 23—26. Laine über Napoleon 27—28. Die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 29—30. Welche Aufnahme Scotts Life of Napoleon Buonaparte gefunden 31—32. Scotts Brief an Goethe 33. Goethes Brief an Scott 34—35. Scotts Arbeit an der Biographie Napoleons 36—41 (Scotts Wort über Goethe 38—39). Scotts Arbeit über E. T. A. Hoffmann, die Goethes Antheil erweckt 41—46. Scott beerndet seinen Napoleon 46—47, schreibt an Goethe 48—53 (Briefe von Manzoni und Lufe Howard 49). Scotts Uebersetzung des Götz 54—55. Goethe an Carlyle über Scotts Napoleon 56—58. Carlyles Brief an Scott 59. Die deutsche Kritik über Scotts Napoleon 60—64. Sainte-Beuves, Chamnings und Prescotts Urtheile 65—68. Goethes Urtheil 69—71. Goethes Anschauung von Napoleons Persönlichkeit 72—75. Mängel und Eigenart des Scottschen Werkes 76—81. Scotts späteste Arbeiten 82—83. Goethes Theilnahme an Scotts Schriften 84—87. Scotts Reise nach Italien 88. Sein Tod 89. Scotts Auffassung der Goetheschen Dichternatur 90—92. Carlyle als Verkündiger Goethes 93—96.

II. Der französische und der deutsche Mahomet. (Ungedruckt.)

1. Schopenhauer über den Schlußvers des Mahomet 99—100. Schopenhauers Verhältnis zu dem bewunderten Voltaire 101—107. Voltaires Beziehungen zur tragischen Bühne 108—112. Wie Schopenhauer citirt 113—114. Ueber den mühseligen Abschluß des Voltaireschen Mahomet 115—119. Das eigentliche Schlußwort des Mahomet 120—123. Wie Voltaire der Schwäche des fünften Actes abzuhelfen sucht 124—132. Wie Goethe den fünften Act behandelt 133—138.

2. Kleine Versehen Goethes, zum Theil von Merkel und Huber berichtigt 139—149. Wie Goethe sich als Uebersetzer zu Voltaire stellen mußte 150—155. La Harpe. Seine Melanie und sein Lycée 156—163. La Harpe als Högling, Kritiker und Bewunderer Voltaires 164—167. La Harpes Verhältnis zur Revolution 168—171. Seine Schrift über den Fanatismus 172—174. Chateaubriands Essai sur les Révolutions 175—178. J. de Maistres Considérations 179—184. La Harpes Kritiken Voltairescher Dramen 185—187. Ob Goethe diese Kritiken gefannt und benutzt hat 187—191. Goethes Behandlung der von La Harpe getadelten Verse 192—198. Der frühere Commentar La Harpes 199—211. Wie Goethe einzelne, von der Kritik nicht angegriffene Stellen verbelegend wieder giebt 212—214. Ausblick auf das Theater der Revolution 215—221.

3. Herzog Carl August drängt Goethe zur Arbeit am Mahomet und begleitet sie mit seiner thätigen Theilnahme 222—225. Blick auf Corneille und Racine 226—228. Friedrich Schlegels Uebersetzung des

Bajazet 229—237. Friedrich Schlegels Aeußerungen über Racine 238—240. Schiller und Racine 241—245. Schillers Uebersetzung der Phädra 246—248. F. J. von Collins und Ludwig Roberts Uebersetzungen einzelner Stellen der Phädra 249—255. Die Sprache der französischen Tragödie 256—257. Der Stil Corneilles 258—261. Der Stil Racines 262—270. Die Kritik befehdet den tragischen Stil 271—275. Friedrich der Große kämpft für die Freiheit des dichterischen Ausdrucks 276—280. Voltaires Meisterhaftigkeit in Handhabung der französischen Sprache 281. Mängel und einzelne Vorzüge seines tragischen Stils 282—292.

4. Erschütterung der Bühnenherrschaft Voltaires (Geoffroy, Constant, Guizot) 293—96. Schillers Urtheil über Voltaire und Begründung dieses Urtheils 297—300. Blick auf einzelne Tragödien Voltaires 301—305. Grundmangel der Voltaireschen Tragik 306—310. Welchen Ersatz Voltaire für diesen Mangel bietet 311 17. Voltaire als dramatischer Lehrdichter 318—322. Euripides 323—326. Lehrzweck der Bühnendichtung Voltaires 327—333. Wirkung der kirchenfeindlichen Dramen Voltaires 334—339. Bedeutung und Nachwirkung des Mahomet 340—342. Friedrichs des Großen ablehnendes Verhalten gegen den Mahomet 343—346. Goethes eigentlicher Zweck bei der Uebersetzung des Mahomet 347. Goethes früheres Urtheil über Voltaire 348—349. Geschichtliche Bedeutung der Natürlichen Tochter; der Revolutionsgeist und der Geist wahrer Freiheit 350—353.

Anhang I. Schillers Versuch einer Uebersetzung des Britannicus von Racine 354—360. II. Goethe als Leser Saint-Simons 361.

III. Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in der Ausgabe von 1881.

Der innere Werth dieses Briefwechsels wird immer entschiedener anerkannt 365—367. Unvollständigkeit der früheren Ausgaben 368—370. Vollmers Verdienste um die neue Ausgabe 371. Zusätze der neuen Ausgabe 372—373. Schillers Brief an Süvern 374. Die zahlreichen Register der neuen Ausgabe 375—377. Einzelne Verbesserungen des Textes 378—386. (Goethes Brief vom 26. October 1794, 383—86.) Ergänzungen des Textes 387—389. Vertraulicher Ton der brieflichen Aeußerungen; Wiederherstellung des ursprünglichen Wortlautes 390. Neu hinzugekommene Briefe 391—392. Die verbündeten Freunde 393—394.

IV. Die Urschriften der Briefe Schillers an Dalberg.

Erster Druck dieser Briefe 397—398. Mängel des ersten Druckes 399—400. Erste Aufnahme dieser Briefsammlung (Thomas Carlyle) 401—402. Die Handschriften 403—404. Was sie bieten und nicht bieten 405. Schillers Rechtschreibung 406—407. Wie sie in den früheren Drucken unbeachtet geblieben 408—409. Fehler der früheren Drucke, aus der Handschrift verbessert 410—414. Briefe aus dem October und Dezember 1781, 415—422. Kleinere Versehen 423—424. Der Brief vom 4. Juni, 1782, S. 424—426. Die Nachricht an das Publikum vor der Aufführung der Räuber 427—428. Der wichtige Brief vom 24. August 1784, 429—431. Pflicht der philologischen Kritik, auch das Kleinste zu beachten 432. Wie die Franzosen und Engländer mit den Briefen ihrer angeesehenen Schriftsteller verfahren 433—435. Bedeutung der Briefe für die Erkenntniß des Wesens großer Schriftsteller 436. Briefe der großen Deutschen 437. Goethes Briefe 438—439. Schillers Briefe 440—441. Biographischer Werth der Briefe an Dalberg 442. Dalberg in seinem Verhältniße zu Schiller 443—444. Schillers Verhältniße zu den Schauspielern 445—447. Schillers Selbstbewußtsein. Die Räuber 448—449.

I.

Bemerkungen

zu

einigen jüngst bekannt gemachten
Briefen an Goethe.

(1893)

Die Briefe, die der 14. Band des Goethe-Jahrbuchs mittheilt, hat der Herausgeber mit wünschenswerthen Erläuterungen versehen; sie belehren uns vielfach; hie und da fühlt man sich aufgefordert, sie zu berichtigen oder zu ergänzen.

1. Die erste Aufführung des Mahomet.

Am 10. December 1800 (S. 37) klagt Frau von Eybenberg über das Mißgeschick, daß sie den Mahomet nicht aus Goethes Händen erhalten; sie deutet zugleich auf den Grund, der die Wiener Censur bestimmt haben könne, gegen die Aufführung des Trauerspiels Einspruch zu erheben.

Was kann hier den Herausgeber stutzig machen? — Er meint, das erst im Jahre 1802 gedruckte Stück sei auch erst am 3. April 1802 zur Aufführung gelangt. Er beruft sich dafür auf das unverwerflichste Zeugniß, auf einen Eintrag in Goethes Tagebuch. Da findet sich denn allerdings, daß am 1. und 2. April 1802 Proben vom Mahomet abgehalten wurden, denen am dritten die Darstellung folgte. Aber doch nicht etwa zum ersten Mal erschien das französisch-deutsche Drama auf den Weimarischen Brettern an jenem Tage?

Um sich der Zeit der ersten Aufführung zu entsinnen, bedarf es ja nur der Erinnerung an die Stanzas, in denen Schiller den Freund begrüßte und rechtfertigte, als dieser „den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte.“ Schon in den ersten Band seiner Gedichte hatte er sie 1800 eingefügt; entstanden waren sie in den ersten Tagen des gedachten Jahres. Am 8. und 9. Januar 1800 sehen wir ihn eifrig mit dem

Abchlusse des Gedichtes beschäftigt: denn, wie er sich kriegerisch ausdrückt, mit geladener Flinte wollten die verbündeten Freunde das Publikum bei dem Mahomet erwarten.

Der dreißigste Januar jenes Jahres, der „immer gefeierte“ Geburtstag der regierenden Herzogin, war der Tag der ersten Aufführung. Vollständig gedruckt erschien der Mahomet zugleich mit dem Tancred freilich erst im Spätsommer 1802 (Goethe an Cotta 13. August und 28. September 1802). Aber schon mehrere Wochen, ehe Voltaires Tragödie sich dem Weimariſchen Publikum darstellte, war den Lesern der Propyläen ein Vorschmack der neuen Bearbeitung geboten worden. Das erste Stück des dritten Bandes, das gegen Ende des Jahres 1799 ausgefertigt war, brachte auf Seite 171—179 den ersten und fünften Auftritt des zweiten Aufzuges als Musterstücke, nach denen man sich ein Urtheil über Art und Haltung des Ganzen bilden sollte.

In einigen vorstehenden Sätzen äußert Goethe sich bündig und bestimmt über die Absicht, die er bei diesem Unternehmen verfolgte. Er giebt zu verstehen, daß auch diese Bearbeitung des Voltaireschen Stückes dazu beitragen sollte, einen reineren Kunstbegriff auf der deutschen Bühne einzubürgern und Spieler wie Hörer an eine strengere Kunstübung zu gewöhnen. Er erinnert an so manches, was schon in diesem Sinne geschehen, an Gotters und Eschenburgs ältere Bearbeitungen Voltairescher Dramen, an die Aufführung des dreitheiligen Wallenstein und des von Schlegel übersehten Hamlet; er gedenkt einiger in vornehmem Stil gehaltener Darstellungen Jfflands; mit stärkstem Nachdrucke aber verweist er auf Wilhelm von Humboldts Brief über die damalige tragische Bühne der Franzosen, der jenem Feste der Propyläen das eigentliche Schwergewicht, oder, wie Goethe gegen Humboldt selbst bemerkt, (28. October 1799) die vornehmste Zierde gab.

Durch Humboldts Brief hatte der Dichter eine lebendige Einsicht in die rühmenswürdigen Eigenschaften der französischen

Bühne gewonnen. Er wünschte, daß denkende Freunde des deutschen Theaters erwägen möchten, ob es gelingen könne, diese Eigenschaften auf unsere heimische Schauspielkunst zu übertragen, die dadurch weder in ihrem natürlich freien Entwicklungsgange gehemmt, noch auf fremde Pfade verlockt werden sollte. Er selbst aber bemühte sich, die belehrenden Anschauungen, die er eben im rechten Augenblick durch den fernen Freund empfangen, bei der Nachdichtung des Mahomet thätig auszunutzen.

Die Worte, mit denen Goethe die Proben seiner Arbeit begleitet, stellen sich gleichsam in die Mitte zwischen Humboldts Brief, auf den sie zurückweisen, und das Gedicht Schillers, auf das sie hinausdeuten. So zeigt sich auch hier recht augenscheinlich, wie das Wollen und Wirken der drei Freunde zusammenstimmend ineinander greift. Als Mitgenossen derselben Bestrebungen müssen sie sich, bald unwillkürlich, bald mit bewußter Absicht, in ihrer edlen, von verschiedenen Punkten ausgehenden Thätigkeit wechselseitig fördern.

Wie die Weimarische Ausgabe (9, 516) wieder in Erinnerung gebracht hat, ließ Goethe von dem Bogen der Propyläen, der jene beiden Auftritte enthielt, hundert besondere Abzüge herstellen. Einzelne dieser Exemplare wurden gelegentlich einem Freunde zu weiterer Verbreitung übergeben (an Knebel 10. Januar 1800); andere wurden wohl dazu benutzt, den Direktionen näherer und fernerer Bühnen die neue Arbeit zu empfehlen. So richtete Vulpinus (Goethe-Jahrbuch X 148) schon am 27. December 1799 nach Bremen die Anfrage, ob man dort nach einer vollständigen Abschrift Verlangen hege, und übersandte zugleich die schon bekannt gemachten Proben. Ein ähnliches Anerbieten mag, wie nach Dresden, so auch früher oder später nach Wien ergangen sein. Ob nun Frau von Eybenberg gehofft hatte, die vollständige Handschrift zu bequemer Durchsicht zu erhalten, oder ob Goethe ihr die Mittheilung jenes Bogens der Propyläen zugesagt hatte — auf alle Fälle

bleibt ihre Aeußerung in dem erwähnten Briefe vom 10. December 1800 vollkommen begreiflich.

Nicht minder begreiflich scheint es, daß die Wiener Censur, die schon so manches „liebe Gedichtchen durch ihr Verbot bekränzt“ hatte, sich der öffentlichen Darstellung des Mahomet widersetzte. Freilich hatte einst das päpstliche Oberhaupt der römischen Kirche das verrufene Werk in seinen Schutz genommen. Benedict XIV. hatte sich's gefallen lassen, daß diese dramatische Satire auf die Grausamkeit und den Irrwahn eines falschen Propheten ihm, als dem Statthalter und Nachseficer des wahren friedespendenden Gottes, demüthig zu Füßen gelegt ward. Er hatte dem schmeichelnden Verfasser nebst seinem apostolischen Segen die Versicherung ertheilt, daß er das treffliche Trauerspiel mit hohem Vergnügen gelesen (*la sua bellissima tragedia di Mahomet, la quale leggemmo con sommo piacere*). Der päpstliche Lobspruch konnte jedoch nicht verhindern, daß man durch die schimmernde Oberfläche hindurch dem Werke auf den Grund sah. Man durfte nicht verkennen, daß in dem falschen Propheten, der seinen Lüsten fröhnt und in seinen Verbrechen schwelgt, der Stifter und Verbreiter einer jeden auf Offenbarung gestützten Religion verhöhnt und gebrandmarkt werden sollte.

Befremdlicher klingt es, wenn Marianne von Eybenberg die Vermuthung äußert, das Verbot sei nur deshalb über den Mahomet verhängt worden, weil „man in einigen Zügen Aehnlichkeit mit Bonaparte gefunden“. Wie? Mahomet und Napoleon — der erbarmungslose Betrüger, der, geborgen hinter der Larve des Gottgesandten, in seinen Gläubigen den wild glühenden Fanatismus anfacht, um sie zu den frechsten Schandthaten hinzureißen, deren Ausübung er von ihnen gleichsam im Auftrag des Höchsten fordert — und der vergötterte jugendliche Held, der seine frühen Jahre mit beispiellosen Siegen ausfüllt, der eben mit diktatorischer Gewalt die Mächte des Umsturzes in seinem Lande gebändigt hat, und über ganz Europa eine

Zeit des Völkerglücks herauf zu führen verheißt — selbst ein böswilliger Scharfsinn, sollte man glauben, vermöchte hier keine Ähnlichkeit auszugrübeln.

Und dennoch wird man anstehen, jene Vermuthung ohne Weiteres abzuweisen, so bald man auf die eine der Scenen blickt, die Goethe den Lesern der Propyläen vorgelegt. Er hatte sie, die fünfte des zweiten Aufzuges, für seinen Zweck sehr glücklich ausgewählt.

Eben ist, aus fünfzehnjähriger Verbannung, Mahomet nach Mekka zurückgekehrt. Ohne Schwertstreich hat er den Eintritt sich gewonnen. Es vollzieht sich, was der Orakelspruch, was die gemeine Sage des Volkes voraus verkündigt hatte: der Sühnstling des Schlachtengottes erscheint als Friedensbringer, in der Hand, statt der Waffe, den Delzweig. Da tritt ihm Sopir entgegen, der greise Scherif von Mekka, der den trugvollen Urheber der neuen Lehre nicht minder heftig als die Lehre selbst verabscheut. In ihm, der, hochsinnig und milde zugleich, auf seinen Ueberzeugungen fest beharrt, in ihm glüht ein unlöslicher Haß gegen den heuchelnden Verführer der Völker, den Weltverwirrer, der ihm die Seinen gemordet, dem er selbst einen Sohn im Kampfe getödtet. Wie er einst die Vertreibung des falschen Propheten bewirkte, so hat er jetzt alle Kraft aufgeboten, um dessen unheilvolle Rückkehr zu hindern. Vergebens! Er muß ihn empfangen, den Feind der Welt (*Cet ennemi du monde*), dem er als dem Inbegriff von Lügen und Kühnheit (*Assemblée inoui de mensonge et d'audace*) unerschrocken Worte der gerechtesten Empörung entgegenschleudert. Aber der Prophet ist nicht gesonnen, in derselben Tonart ihm zu antworten. Er will mit scheinbar überlegener Klugheit den alten Widersacher sich unterwürfig machen, indem er ihn auf seine Seite herüberzieht. Wodurch denn kann er ihn gewinnen oder bestechen? Giebt er sich das blendende Ansehen eines gottgefälligen Menschenfreundes, der, nur auf die Stimme von oben horchend, den Menscheng Geist aus selbstverschuldeter Erniedrigung

aufrichten und durch Offenbarung ewiger Wahrheiten erleuchten und beglücken will? Sucht er sich als den erkorenen Empfänger und Vollzieher göttlicher Verordnungen darzustellen? Nein, er geräth auf ein ganz anderes, auf ein echt Voltairesches Auskunftsmittel. Im Bewußtsein errungener Macht und persönlicher Größe verschmäh't er in diesem Falle die Heuchelei. Vielmehr scheut er sich nicht, den edelsinnigen Gegner in seinen ungeheuren Plan einzuweißen, dessen gleichen kein Herrscher und kein Priester jemals ausgebildet; er enthüllt ihm seine veruchten Absichten; er zeigt ihm, auf welchem Wege und durch welche Mittel er Arabien erheben, die Welt bezwingen und die Menschheit unter sein Joch beugen will. Sopir, so lautet die Aufforderung, solle seinen Vortheil bedenken, solle der Nothwendigkeit wie einer Gottheit folgen, und sich ihm, dem Schöpfer eines neuen Weltreiches, in Ergebenheit beigesellen.

Darf es uns wundern, daß Sopir sich gegen ein solches Ansinnen mit steigender Entrüstung wehrt? — Aber noch ein anderes Mittel, des Gegners standhaften Sinn zu brechen oder zu erweichen, hält Mahomet in Bereitschaft. Der beiden todt gewähnten und schmerzlich beweinten Kinder Sopirs hat der Prophet sich ehemals bemächtigt und sie zu seinem Dienste erzogen; aus seinen Händen soll sie der Vater zurück empfangen, wenn dieser dem Loder des Verführers nachgehen und aus der Bahn der Wahrheit und Gerechtigkeit weichen will. „Frei ist dein Sohn, ich bin dein Eidam!“ ruft der Prophet ihm zu. Einer solchen Versuchung, wie leicht könnte das Vaterherz ihr erliegen! Doch der Schwergeprüfte widersteht dem Versucher. Eher als dem Lügenpropheten sein Vaterland geknechtet auszuliefern, eher ist er bereit, seine Geliebten mit eignen Händen hinzuopfern. Und so endet die bedeutsame Unterredung. Sie führt zu keinem anderen Ergebniß, als daß der Verkündiger des neuen Glaubens, durch die Umstände gedrängt, seinen Sinn zu noch gesteigerter Grausamkeit verhärtet. —

Diese Scene galt vormals den Franzosen als ein Kleinod

ihrer tragischen Dichtung. Kritiker und Moralisten wetteiferten, sie zu preisen. Man rühmte den Gehalt der politischen Erörterungen, in denen sich der Weltoberer mit kühnem Selbstbewußtsein ergeht; man ließ sich rühren durch den ehrwürdigen Greis, den kein Scheinbild irdischer Größe täuscht, der selbst den süßesten Hoffnungen entsagt, um sein Gewissen unbesleckt zu erhalten, um seinem Vaterlande, seinem Glauben die Treue unerschütterter zu bewahren.

Aus dieser Scene stammen die ahnungsvollen Verse, die in der Stimmung der Zeitgenossen Voltaires einen so vielfachen Widerhall fanden (43—44):

Il faut un nouveau culte, il faut de nouveaux fers;
Il faut un nouveau dieu pour l'aveugle univers.

Wohl nicht absichtslos hat Goethe den Volkklang dieser Worte einigermaßen geschwächt, und auch ihre Bedeutung herab- oder vielmehr umgestimmt. Im Urtexte bilden sie einen selbständigen Satz; im Deutschen werden sie verknüpft mit dem voran stehenden Verse, der sich auf die Erhebung Arabiens bezieht (Sur ces débris du monde élevons l'Arabie):

Auf diese Trümmern einer Welt laß uns
Arabien erheben, neuen Gottesdienst
Bedürfen sie, bedürfen neue Hülfen,
Die tiefgesunkenen, einen neuen Gott.

Voltaires Mahomet redet von neuen Ketten, der Goethesche von neuer Hülfen; Voltaire nennt die Menschheit blind, Goethe spricht von tiefgesunkenen Menschen.

Ein ähnliches Verfahren beobachtet Goethe gegen den Schluß der Scene. Sopir fragt, um welchen Preis er seine Kinder retten könne, ob er sein Blut für sie geben, ob er die Fesseln mit ihnen tauschen solle. Nein, antwortet Mahomet mit zweckloser Frechheit:

Non, mais il faut m'aider à tromper l'univers.

Das Klang einst der französischen Polizei doch zu brutal: die Schauspieler mußten sich bequemen, das anstößige tromper durch das hier gänzlich ungehörige dompter zu ersetzen. Goethe beseitigt tromper wie dompter; er läßt seinen etwas veredelten Mahomet sagen:

Rein! komm vielmehr und tritt auf meine Seite.
Durch dein Gewicht befestige das Reich.

Schon L. F. Huber hat (sämtliche Werke seit dem Jahre 1802. II, 177) in seiner Beurtheilung der Goetheschen Arbeit auf diese bedenkliche Stelle hingewiesen mit den Worten: „das im Verhältniß Mahomet's zu Jopircn unnatürlich deutliche Bekenntniß wollte dem einsichtsvollen Uebersetzer nicht aus der Feder fließen.“ Ganz recht! Aber, genau besehen, entspringt diese eine grobe Unnatürlichkeit nothwendig aus der empörenden Unnatur der ganzen von Mahomet hier gespielten Rolle.

Das beredteste Lob hat dieser Scene Jean Jacques Rousseau gespendet. Als er 1758 seine Schrift über die Schauspiele an und gegen D'Alembert richtete, bot sich ihm der Mahomet, der seit dem September 1751 von der Bühne festen Besitz genommen, wie von selbst zur Betrachtung dar. Er stellt ihn zusammen mit einer älteren schon 1707 aufgeführten Tragödie des von Voltaire so gründlich gehaßten Crébillon, die durch ihren graufigen Inhalt sich ihres Titels, Atrée et Thyeste, würdig erweist. In beiden Dramen behält das Verbrechen die Oberhand. Ja, der Crébillonsche Blutmensch beschließt das Schauerstück mit dem kannibalischen Jubelruf: So genieß' ich endlich die Frucht meiner Frevelthaten! (et je jouis enfin du fruit de mes forfaits.) Ein Schauspiel, das sich mit einem solchen Schlußverse krönt, kann natürlich keine Gnade vor Rousseaus Augen finden.

Für den Mahomet wird er deshalb günstiger gestimmt, weil hier dem siegenden Verbrecher, der wohl die Bewunderung der Masse auf sich lenken könnte, in der Person des greisen

Scherifs von Mekka ein lebendiges Abbild der Tugend sich gegenüberstellt, auf das wir mit Achtung und Ehrfurcht hinstarren müssen. Er, der Gegner aller verführerischen Bühnenkünste, weiß es anzuerkennen, daß in dem Auftritte, der jene beiden zusammenführt, der große Betrüger die Ueberlegenheit seines Geistes uneingeschränkt bewahrt und trotzdem durch des Greises schlichten Gradstimm und unererschrockene Tugend in Schatten geworfen, ja, völlig verdunkelt wird — *éclipsé* ist Rousseaus Wort, das dem La Harpe später zu stark dünkt, *trop fort*; er hält *vaincu* für genügend. — Nur ein Dichter, meint Rousseau, der sich seiner Kraft vollkommen bewußt war, durfte sich zu dem Wagniß entschließen, die ganze Bedeutung eines solchen Gegensatzes in einer solchen Unterredung zum Ausdruck zu bringen. Niemals, behauptet er ferner, sei die volle gebührende Anerkennung dieser Scene zu Theil geworden. Das französische Theater besitze keine zweite, in der sich deutlicher die Hand eines großen Meisters zeigt, in der die Heiligkeit der Tugend sichtbarere die hochstrebende Kraft des Genies überwiegt (J. J. Rousseau à Mr. D'Alembert, Amsterdam 1758 p. 41—42). Dies unmäßige Lob, das den deutschen Uebersetzer wohl zur frühen Mittheilung grade dieser Scene veranlassen konnte, wird bis in unser Jahrhundert hinein von den Litteratoren, die in Voltaire einen Führer oder doch ein Muster ehren, mit geringen Veränderungen umschrieben oder nachgesprochen.

La Harpe, in früheren und späteren Jahren, Baliffot, Marie-Joseph Chénier und wie manche, die sich ihnen anschließen, sie alle kommen darin überein, die Ursprünglichkeit und Erhabenheit dieser Scene zu preisen, in der Voltaire jegliches Hilfsmittel seines Genies aufgeboten. Sie alle erbauen sich an der edlen Sittlichkeit, die der Dramatiker hier predigt; sie alle bewundern an dieser Scene Vorzüge, die selbst einen Racine zum Staunen bewegt hätten. Das Geschlecht jener Kritiker vernahm auch die umfassenden politischen Anschauungen,

die Mahomet hier so selbstgefällig entwickelt, mit sonderlichem Behagen. La Harpe zweifelt nicht, daß die geringe Zahl derer, die einen echten Geschmack haben, dieser Unterredung den Vorrang einräumen werde vor dem berühmten Zwiegespräch im Sertorius des großen Corneille, das doch Voltaire selbst als ein Meisterstück bezeichnet.

Allmählich verstummte dies Lob und ließ keinen Nachhall zurück. Die innere Unmöglichkeit des ganzen vielgerühmten Auftrittes ward nachgewiesen. Man mußte einsehen, daß der Eroberer, der Religionsstifter, sich selbst vergiftet und sich selbst erniedrigt, indem er durch das offene Eingeständniß seines schrankenlos verbrecherischen Ehrgeizes, seiner auf Unterjochung der schmählich betrogenen Menschheit abzielenden Plane seinen Gegner wehrlos machen und für sich gewinnen will. Die staatsmännischen Erörterungen mit ihrer aufdringlichen Rhetorik — in unserer Zeit konnten sie die Geister nicht mehr anziehen; der sittliche Heldemuth des standhaften, vom Widerstreit der Empfindungen gefolterten, Sopir vermochte kaum ein Gemüth mehr zu rühren. Wie verächtlich wurden dieser Mahomet und dieser Sopir von Hippolyte Lucas abgefertigt, als er 1843 seine Geschichte des französischen Theaters zuerst herausgab. (*Histoire philosophique et littéraire du théâtre français* p. 243.) Eben so geringschätzig werden die beiden Unterredner neuerdings von Emile Deschanel abgethan, dessen eigenes Urtheil nicht eben in Betracht kommt, der aber die jetzt geläufigen Ansichten und Urtheile wiedergiebt. In seinem Buche über Voltaires dramatische Dichtung (*Le romantisme des classiques, cinquième série*, Paris 1886 p. 158.) bespöttelt er diesen Propheten, der sich großsprecherisch verräth und das Geheimniß seiner Plane, die er sorglich verhüllen sollte, thöricht genug offenbart. Ja, der Kritiker wagt, im Hinblick auf das viel berufene Gespräch, die unehrerbietige Andeutung, daß dieser Voltairesche Prophet sich in dem Scribescben Opfern-Propheten einen würdigen Abkömmling erzeugt habe.

In der That ist es schwer zu glauben, daß man jemals, wie auch der Geschmack, das Kunsturtheil sich wandeln möge, zur Bewunderung dieser Scene zurückkehrt. Leicht aber läßt sich begreifen, daß im Jahre 1800 diese Scene, obgleich schon sechs Jahrzehnte früher abgefaßt, die Aufmerksamkeit mit dem Reize der Neuheit spannte. Wie sie damals in dem neuen Hefte der Propyläen dem deutschen Leser zuerst vor Augen gebracht ward, konnte sie, losgetrennt aus dem derben und doch verworrenen Gefüge der Voltaireschen Tragödie, wohl für ihn das Ansehen eines selbständigen, leicht faßlichen Ganzen gewinnen. Hier trat der Kriegsheld als Begründer einer neuen Weltordnung hervor. In der Unterwerfung unter sein listig ihnen aufgeschmeicheltes oder aufgezwungenes Joch sollten die entarteten, mit sich selbst entzweiten Völker das Heil finden, das sie bisher vergeblich in Kämpfen und in Leiden zu erringen getrachtet. Ein unheimlicher Schein fremdartiger Geistesgröße umkleidete den Weltgebieter. Ein Geschlecht, das die Jahre der Revolution durchlebt und durchduldet hatte, konnte wohl geneigt sein, in einer solchen Größe eine rettende Kraft zu begrüßen, aus den Händen eines solchen Herrschers die Sklavenfesseln mit Begeisterung anzunehmen. Und war nicht eben auf französischer Erde ein solcher Herrscher und Retter aufgestanden? Als man zuerst in den Propyläen jene abgeforderte Scene durchmustern konnte, hatte die republikanische Welt Frankreichs wenige Wochen zuvor sich unter ein ruhmgekröntes Helldhaupt zu beugen begonnen. Wer konnte wissen, ob diesem Haupte nicht noch ganz andere Kronen bestimmt waren! Noch staunte oder jagte Europa unter den ersten Einwirkungen der vom französischen Volke fast herbei gewünschten Gewaltthat des achtzehnten Brumaire (9. und 10. November 1799). Man ahnte unabsehbare Folgen. Die neuen Auftritte in Saint Cloud, wie Goethe sie in seinem Tagebuche nennt, nachdem er sich mit Schiller über sie besprochen (2, 271; 22. November 1799), diese Auftritte, mit den daran geknüpften

Begebenheiten, boten dem weitblickenden Denker Stoff zu den ernstesten Betrachtungen, während sie den beschränkten Tagesmenschen mit quälender Besorgniß erfüllten oder zu freudigen Erwartungen stimmten. Wer unter dem unmittelbaren Einbruche dieser Ereignisse stand, der bedurfte nur eines geringen Maßes von Spürkraft, um in jener Scene des Mahomet ein Zerrbild des eben Geschehenen zu entdecken.

Die neueste Weltgeschichte hatte zu dem denkwürdigen Auftritte zwischen Mahomet und Sopir einen überraschend lichtvollen Commentar geliefert. Ein ins Unbegrenzte strebender Herrschergeist hatte sich selbst den Beruf zugesprochen und die Fähigkeit schon bewiesen, die Geschicke eines großen Volkes mit selbständiger Kraft zu leiten; auch die Zukunft dieses Volkes, ja, aller ihm vertrauenden Völker Europas schien er nach selbstcigener Einsicht bestimmen zu wollen. Auch er schien gerüstet, eine Welt aus den Angeln zu heben und in Trümmern zu schlagen, um dann auf dem frei gelegten Boden einen neuen Weltenbau zu errichten. Die Aehnlichkeit mit dem Mahomet des Dramas sprang vielleicht um so deutlicher hervor, weil unser Dichter in dem Voltaireschen Zerrbilde, obwohl er die Grundzüge beibehielt, den schreienden Farbenton gemildert hatte. Und auch die schroffen Grundzüge waren ja etwas weicher nachgezeichnet.

Bekanntnisse, wie man sie aus Mahomets Munde hier vernahm, dürfte wohl auch der erste Consul vor seinen vertrauten Mithelfern abgelegt haben:

Je suis ambitieux; tout homme l'est, sans doute.

Selbst dieser Grund- und Hauptsatz verliert im Deutschen etwas von seiner groben Fassung:

Mich treibt die Ehrsucht, jeden Menschen treibt sie; —

um dieser Ehrsucht genug zu thun, will er einen beispiellosen Entwurf zur Ausführung bringen:

Von mir geht eine rasche Wirkung aus,
Die auch den Meinen hohes Glück verspricht.

Hätte Bonaparte wirksamere Worte wählen können, um die Seinen zu den verwegensten Thaten anzureizen? In diesem Verspaare aber haben wir einen Zusatz von Goethes Hand.

Blick auf und sieh die neuen Siegestage
Herannah. Sieh von Norden gegen Süden
Die Welt versunken —

Klingt es nicht wie ein imperatorischer Zuruf an die Heere Frankreichs?

Bonaparte will die Menschheit gegen die Verbrechen und Verirrungen des republikanischen Regimentes sicher stellen; er will der Religion eine neue Stätte bereiten. Und Mahomet?

Ein edler Joch biet' ich den Völkern an.
Die falschen Götter stürz' ich; neuer Gottesdienst,
Die erste Stufe meiner Größe, lockt
Die Herzen an.

Ueber alle Völker der Erde will er sein Volk erheben, wenn es nur ihm gegenüber sich jedes freien Willens beugt:

Wie es mir dient,
So soll es herrlich werden auf der Erde.

(Et, pour la rendre illustre, il la faut asservir).

Zuversichtlich kann er Sieg auf Sieg erhoffen, denn sein Gesetz erschafft sich Helden (ma loi fait des héros).

Noch mancher andere Satz, den Mahomet in dieser Scene verklauten läßt, konnte an den staatengründenden Helden des neuen Jahrhunderts mahnen. Und ebenso konnte man ohne Mühe den Reden, in denen Sopir die Anträge wie die Drohungen des Propheten zurückweist, eine Beziehung auf den weltgeschichtlichen Augenblick abgewinnen. Worte, wie sie aus dem Munde des Greises hier erschallen, hätte ein starrer

Republicaner, hätte ein königstreuer Sprößling des alten Frankreich dem Emporkömmling, der sich zur Alleinherrschaft aufschwang, entgegen schleudern können. Die „Helden“, die Mahomet um sich sammelt, will Sopir vielmehr „Räuber“ genannt wissen (*Dis plutôt des brigands*); und wie mancher Italiener, wie mancher Deutsche wäre bereit gewesen, die Kriegerscharen Bonapartes mit einem ähnlichen Namen zu belegen! Man mochte glauben, den Vertreter einer der alten monarchischen Mächte Europas reden zu hören, wenn Sopir dem Friedensanerbieten des Propheten mit den Worten entgegenet:

Auf deinen Lippen schallt der Friede, doch
Dein Herz weiß nichts davon. Mich wirfst du nicht
Betrügen.

(*La paix est dans ta bouche, et ton coeur en est loin:
Penses-tu me tromper?*)

Hatte doch eben der erste Consul, über alle Schranken diplomatischer Bräuche sich hinweg setzend, den deutschen Kaiser und den König von England gleichsam persönlich angegangen (26. December 1799, 5 nivôse an VIII)! In Briefen, denen die Zier menschenfreundlicher Redensarten nicht mangelte, hatte er ihnen die Nothwendigkeit aus Herz gelegt, dem wechselseitigen Blutvergießen endlich Einhalt zu gebieten, und den feufzenden Völkern Europas, vor allen den beiden aufgeklärtesten, dem französischen und dem englischen, das schmerzlich entbehrte Heil des Friedens zurückzuschenken. Europa verstand, was diese öffentliche Bitte um Frieden aus dem Munde Bonapartes besagen wollte: es machte sich auf die Fortsetzung des Krieges gefaßt.

Nimmt man an, daß die Wiener Censur Goethes Mahomet nach dieser zuerst erschienenen Scene beurtheilte, so darf man es ihr kaum verargen, daß sie dem öffentlichen Erscheinen des Dramas ihr Verbot entgegensetzte. Daß auch in andern Kreisen aufmerkende Leser die angedeuteten Aehnlichkeiten und

Beziehungen alsbald herausgefunden, dafür dient zum sichern Zeugniß eine Aeußerung Knebels. Indem er (9. Januar 1800) an Goethe seinen Dank für das neueste Heft der Propyläen sendet, hebt er die mitgetheilte Scene des Mahomet besonders heraus: „Sie ist auch ein Meisterstück von Voltaires Talent — und unendlich passend auf die jetzige Zeit.“

Auch in jüngster Zeit haben Franzosen aus den Brunk- und Lügenreden des tragischen Mahomet den Ton Napoleonischer Proklamationen und Manifeste heraushören wollen. In dem früher erwähnten Buche von Deschanel (S. 175) heißt es geradezu, daß man an mancher Stelle Napoleon zu vernehmen glaube. Die Freiheits- und Friedens-Versicherungen, mit denen er die unterjochten oder die noch zu bezwingenden Völker kirren will, könnten manchmal ganz wohl als Umschreibungen Voltairescher Verse gelten.

Dem echten Propheten von Mekka, so wie er ihn aufsaß und auffassen konnte, widmete Napoleon gewiß eine ungeheuchelte Bewunderung. Den Mahomet der Bühne stieß er als einen thörichten Betrüger verächtlich bei Seite. Ihn empörte die Erniedrigung, die sich der große Mann unter der tragischen Larve mußte gefallen lassen. „Der Watermord“, hörte ihn Frau von Kémusat ausrufen, „den Mahomet anbefiehlt, ist ein unnützes Verbrechen. Große Männer sind aber niemals grausam ohne zwingenden Grund.“ — Als der deutsche Bearbeiter des Mahomet am Morgen des 2. October 1808 in Erfurt vor dem Kaiser stand, urtheilte dieser: „Es ist kein gutes Stück“, und suchte dies Urtheil zu begründen. Noch in später Zeit, auf St. Helena, ward er zu gewichtigen Betrachtungen durch die mißachtete Tragödie Voltaires angeregt. Wie wäre sein Horn losgebrochen, hätte der Imperator je zu ahnen vermocht, daß man einst ihn selbst in dem französischen Mahomet wiederfinden, daß man ihn der Geistesgenossenschaft mit diesem Helben des Betruges bezichtigen würde! —

Die ehemalige Wiener Censur hat sich stets durch Strenge und Vorsicht ausgezeichnet. Sie verdient aber das Zugeständniß, daß sie dem Goetheschen Mahomet gegenüber nicht nur, wie immer, Vorsicht und Strenge, sondern auch einen Spürsinn, einen Scharfblick bewährte, den man ihr sonst nicht immer zuzutrauen pflegte.

2. Varnhagens Briefe. Beziehungen Goethes zu Walter Scott.

Varnhagens Briefe, von denen uns das Goethe-Jahrbuch (S. 60—95) eine beträchtliche Zahl vorlegt, gehören, einen einzigen ausgenommen, in die spätesten Jahre Goethes.

Da läßt sich denn erwarten, daß man in ihnen mehrfachen Äußerungen begegnen wird, die an den Inhalt einzelner, eben erschienener Hefte von Kunst und Alterthum anknüpfen. „Das Erscheinen eines neuen Heftes ist für uns ein Fest“, be-
theuert der Verehrer am 14. Juni 1825 (S. 68).

Nur die enger geschlossene Schar derer, die sich ausdrücklich und unbedingt zu Goethe bekannten, empfand und bezeugte eine so hoch gesteigerte Theilnahme an dem Fortschreiten dieser Zeitschrift. Nachdem diese schon in ihrem zweiten Hefte den Kampf gegen die „Neu-deutsche religios-patriotische Kunst“ begonnen, hatten die von der romantischen Zeitstimmung beherrschten Kreise sich feindlich ihr abgewandt. Alle aber, die entweder mit der Litteratur des Tages vorlieb nahmen, oder die mit jugendlicher Ungebuld in eine neue Welt der Kunst und Dichtung hinausstrebten, — sie alle spürten nur ein mäßiges Verlangen nach diesen Heften, in die, sorgsam und bedächtig wie in ein Archiv, der Dichter die Denkwürdigkeiten und Urkunden seines immer regen Geisteslebens niederlegte.

Hier übernimmt nun Varnhagen die Rolle eines Vermittlers zwischen Goethe und der über Deutschland verbreiteten Masse der Gebildeten. Er sucht ihnen Verständniß beizubringen für den Werth der Gaben, die der Meister, von den Zielen ver-

kannt, den Seinen hier bereitet hat. Er will die Zeitgenossen anregen, fort und fort zu horchen auf die Stimme des nie alternenden Forschers und Dichters, die überall, nach welcher Richtung hin sie auch vordringen mochte, Leben weckte und Leben verkündete.

So auch im Jahre 1825, als eben von jener Zeitschrift des fünften Bandes zweites Heft ausgegeben worden, übte er seine vermittelnde Thätigkeit im Dienste Goethes. Am 21. Mai (Blatt 81) brachte der Berliner „Gesellschafter“ aus Barnhagens geschäftiger Feder eine übersichtliche Würdigung des gesamten Inhaltes aller bis dahin erschienenen Hefte. Sie bilden, nach seinem Ausdruck, „ein Institut der Litteratur und Kunst von ganz eigner Art.“ Er läßt begreifen, wie all das Manigfaltige, das hier gemischt durch einander steht, aus dem Geiste des einzigen Mannes, der hier als Herausgeber schafft und schaltet, erzeugt wird, und sich um ihn, wie um einen lebendigen Mittelpunkt, naturgemäß wieder zusammenschließt. Als pflichtgetreuer Berichterstatter, den zugleich innere Neigung treibt, begnügt er sich nicht damit, die wichtigsten Beiträge, wie sie in diesen Heften nach einander folgen, aufzuführen und Werth und Zweck eines jeden anzudeuten. Um einen lehrreicheren Ueberblick zu gewähren, will er vielmehr das innerlich Verwandte auch äußerlich zusammenstellen. So ergibt sich klar, was auf den einzelnen Gebieten der Litteratur und Kunst geleistet worden. Mit löblichem Eifer ist er bestrebt, durch das „rauschende Getümmel der deutschen Tagesbewegung“ hindurch (Goethe an Cotta, 30. Mai 1824) dem Goetheschen Worte Bahn zu machen, damit es Ohr und Geist der Empfänglichen treffe. Noch jetzt mag die Barnhagensche Schilderung einem nicht vollkommen eingeweihten Leser zum Leitfaden dienen, an dem er sich in den verschiedenen Bereichen von Kunst und Alterthum zurecht findet.

In jenem Briefe vom 14. Juni jedoch beruft sich Barnhagen auf eine andere Mittheilung, die gleichfalls in die Blätter des Gesellschafters eingerückt worden. Er beruft sich auf sie,

um an einem neuen Beispiele nachzuweisen, wie er einen gewichtigen Ausspruch Goethes erst sich selbst anzueignen und dann in die Weiten der deutschen Lesewelt hinauszusenden pflegt. Er schreibt: „So haben wir auch die Worte über Napoleon begierig ergriffen; sie sind uns ein Eingang zu vielen Betrachtungen geworden, an denen wir auch Andre nach Gelegenheit Theil zu nehmen im „Gesellschafter“ veranlaßt haben.“ — Dazu bemerkt der Herausgeber: „Goethes Worte über Napoleon finden sich vermuthlich in R. u. A. V.“ — Wer die einzelnen Hefte der Zeitschrift vor Augen hat, kann diese Vermuthung ohne weiteres bestätigen. Das zweite Heft des fünften Bandes, im Frühling 1825 erschienen, brachte auf S. 159—179 unter dem Titel: Einzelnes eine Reihe von Sprüchen, Betrachtungen und Urtheilen, die dann in den neunten Band der Nachgelassenen Werke S. 87—101 als vierte Abtheilung der Dialogen und Reflexionen aufgenommen ward.

Den Anfang der schönen Reihe bildet eine Betrachtung über Madame Roland, die auf dem Blutgerüste noch ihre letzten Gedanken aufzuzeichnen begehrt. Dann folgt eine Hindeutung auf den Ursprung des manigfachen Zwiespaltes, der das Dasein des jüngst geschiedenen Byron so traurig störte. Drei etwas umfangreichere Sätze beschäftigen sich dann mit Napoleon, wie er in der Idee lebte, und dennoch das Ideelle, auf dessen Verwirklichung er fortwährend hinarbeitete, hartnäckig leugnete. Hierauf, mit überraschend kühner und dennoch ungezwungen herbei geführter Wendung, kehrt sich der weit umher schauende Betrachter zu Hamann. Dieser, der nicht nur in der Idee lebte, sondern dessen Persönlichkeit fast ganz Idee war, hegte dennoch, oder vielmehr eben deshalb, einen unbezwingbaren Widerwillen gegen alles Phantastische; er wollte nicht dulden, daß man von Dingen einer andern Welt redete. Im Anschluß an Hamann spricht Goethe über die Geisteskrankheit, in die der Mensch verfällt, wenn er Dinge aus einer andern Welt ahnet, „die aber eigentlich Undinge sind und weder Gestalt noch Be-

gränzung haben.“ So hat Goethe gemahnt und gewarnt vor siebzig Jahren. Die Warnerstimme sollte scharf auch noch in unsere Zeit hinein tönen, da wiederum Ahnungen und vermeintliche Wahrnehmungen von Dingen einer anderen Welt so manchen Geist umbüßern, der dann in die Bande des Wahnglaubens widerstandslos sich verstricken läßt.

Die Aeußerungen über Napoleon, denen die Mittheilung über Hamann sich so bedeutsam anreihet, verdienen gewiß in Deutschland weithin gehört zu werden. Barnhagen aber benutzte den Anlaß, sie zusammen zu stellen mit dem Urtheil, das ein anderer von Deutschlands Großen, das Fichte über den Korsen gefällt hat. Der Aufsatz „Fichte und Goethe über Napoleon“ findet sich im „Gesellschafter“ 1825 — aber nicht, wie die Note des Herausgebers anmerkt, Bl. 10, S. 92—94 —; er zieht sich vielmehr von Seite 460 an durch die Blätter 92 bis 94 vom 10., 11. und 13. Juni; dem Abdrucke folgte also unmittelbar der Brief an Goethe.

Fichtes Schilderung stellt sich würdig neben eine andere ähnliche, aber umfassendere Leistung des Philosophen, die Barnhagen auch in Erinnerung bringt, neben die Schilderung des Machiavellischen Geistes, von der ein Bruchstück den Reden an die deutsche Nation vorgelesen worden, und die man vollständig in den von Fouqué und Neumann herausgegebenen *Musen* (1813, 2 S. 133—224) hatte lesen können. Sie stellt sich zugleich würdig neben die Säge Goethes. Das schildernde Wort des Philosophen und das betrachtende des Dichters ergänzen und beleuchten sich wechselseitig. Jener sprach nicht lange vor dem Sturze, dieser bald nach dem Tode des Imperators.

Vorträge verschiedenen Inhalts aus der angewandten Philosophie, die Fichte im Sommer 1813 an der Berliner Hochschule gehalten, wurden sechs Jahre nach seinem Tode aus seinem Nachlasse herausgegeben, und zwar unter dem richtig bezeichnenden Titel: *Die Staatslehre, oder über das Verhältniß*

des Urstaates zum Vernunftreiche (Berlin 1820). Aber schon früher war der zweite Abschnitt dieser Vorlesungen in besonderem Druck zu allgemeiner Kenntniß gelangt; er enthielt eine lichtvolle Untersuchung über den Begriff des wahrhaften Krieges (1815). Diesem Abschnitte, der jetzt im vierten Bande der sämmtlichen Werke die Seiten 401—430 füllt, entnahm Varnhagen die Sätze, die er zur Vergleichung mit den Aussprüchen Goethes heranzog.

Wie es Fichte, kraft seiner sittlichen Eigenart, verstand, die letzten Ergebnisse seines strengen Denkens mit den dringenden und höchsten Forderungen der Gegenwart in die nächste und fruchtbarste Berührung zu bringen, das hatte er in den Vorlesungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters und, noch machtvoller ergreifend, in den Reden an die deutsche Nation gezeigt. Er zeigt es auch in dieser Erörterung über das Wesen des Krieges. Er beweist seinen Zuhörern, wie wichtig sie sei, die gemeine Ansicht vom Leben, vom Eigenthum, vom Staate. Indem er die wahre Ansicht begründet, schärft er ihnen ein, daß niemals das zeitliche Leben als Zweck gelten dürfe: nur insofern ist es ein Gut, als es ein Mittel wird, der Lösung der sittlichen Aufgabe, dieser „schlechthin unendlichen ewigen, nie erreichbaren“ Aufgabe näher zu kommen. Daß aber das Leben ein solches Mittel werde, dafür ist die Freiheit die einzige und ausschließende Bedingung. Für den Einzelnen, wie für das Volk, wird das Leben werthlos durch den Mangel der Freiheit; denn in Folge dieses Mangels hört es auf, ein Mittel zur Sittlichkeit zu sein; es wird eine „leere, täuschende Erscheinung ohne etwas dahinter.“ Die bedrohte Freiheit zu sichern, die entrißene wieder zu gewinnen — das ist Grund und Zweck des wahrhaften Krieges: denn da wird gekämpft um das Einzige, was das Leben lebenswerth macht. Also (S. 413): „Anstrengung aller Kräfte, Kampf auf Leben und Tod, keinen Frieden ohne vollständigen Sieg, das ist, ohne vollkommene Sicherung gegen alle Störung der Freiheit.“

Nun schreitet der mannhafte Lehrer dazu, die ewig gültigen Grundsätze, die er dargelegt, auf die vaterländischen Zustände, auf den begonnenen Krieg anzuwenden. Er glaubt zu begreifen, wie dieser Krieg sich in den Weltplan Gottes einfüge: alle Kraft des Guten, die jemals in der Welt erschienen, soll sich vereinigen, um den Widersacher zu bekämpfen, in dem sich alles Böse, gegen Gott und Freiheit Feindliche zusammendrängt.

Hat alsdann der Philosoph hingedeutet auf den unausgleichbaren Gegensatz, der zwischen der französischen Volkseinheit und der deutschen Stammesart für immer bestehen muß, so gelangt er zu der Folgerung, den Deutschen sei im göttlichen Weltplane der Beruf zugewiesen, eine „Reichseinheit, einen innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staat“ zu stiften; nur unter ihnen könne ein Reich des Rechtes sich ausgestalten. Dieser Krieg soll aber nicht nur in seiner erhabenen Nothwendigkeit begriffen werden; alle, die sich diesem Kampfe weihen, sollen auch ungeblendeten Sinnes seinen schreckenden Ernst, seine ganze Furchtbarkeit einsehen. Und so wird denn das Bild des Mannes entworfen, gegen den die deutsche Volkskraft aufgestanden. Er wird gezeigt in seiner unverkümmerten, Schauer erweckenden Größe. Die Bestandtheile dieser Größe werden aus einander gelegt. Da mögen wir fassen, oder wenigstens ahnen, wie aus dem Zusammenwirken solcher Kräfte, solcher Eigenschaften, die grauenvolle Wundererscheinung erstehen konnte. Alle untergeordneten Züge sind hier ausgelöscht; nichts Entstellendes darf sich hinein mischen. Mit Recht mögen wir von dieser Schilderung behaupten, was einst der Dichter von dem Gegenstande dieser Schilderung selbst gerühmt:

Das Kleinliche ist alles weggeronnen.

So manche der laut eifernden und scheltenden Zeitgenossen brachten es nur dazu, mit wilhem Ingrimme oder in halber Betäubung an Napoleons Größe hinan zu staunen. Fichte jedoch weilt auf Geisteshöhen, von denen er auf den Zwingherrn Eu-

ropas niederblickt. Von solcher stolzen Höhe herab schauend, erkennt er in zweifelloser Deutlichkeit, wie der Plan der Weltunterjochung in diesem klaren und festen Geiste reifen mußte: in der gigantischen Frechheit dieses Planes offenbart sich das Sinnen und Trachten desjenigen, der seinem persönlichen Willen die Geltung eines Weltgesetzes giebt, ja, der in seinem persönlichen Willen das Weltgesetz erkennt, und vor nichts zurückbebt; um die Menschheit zu der gleichen Erkenntniß zu zwingen.

Das Walten einer unablenkbaren Nothwendigkeit und demgemäß eine ungestörte Einheit gewahrt der Philosoph, wie in dem Plane, so in dem ganzen Leben und Handeln Napoleons. Dieser ist, wie er sein muß. Er kann von seinem Ziel nicht abirren; er kann nicht schwanken in der Wahl der Mittel, die sein einziger großer Zweck erfordert. Früh hatte er die Zustände, die innere Beschaffenheit des Volkes erkannt, dem er sich zum Herrscher aufdrang, und dem er durch Geburt nicht angehörte. Sein scharf berechnender Geist ließ ihn ermessen, welche Kraft ihm dadurch zuwuchs, daß gerade dieses Volk als ein gefügiges, für seine Absichten wunderbar taugliches Werkzeug in seine Siegerhand gegeben war. Er fühlt sich als den Erlorenen des Geschickes. Er ist seit den Tagen Karls des Großen der Erste, der wieder zur Herrschaft über eine neu gestaltete Welt berufen worden. Und durch ihn allein soll die neue Gestaltung sich vollziehen. Er soll die Menschheit mit frischen Lebenskräften durchbringen; er soll sie unter dem Zwange seines Willens auf neu eröffneten Lebensbahnen vorwärts treiben und sie in neuen Daseinsformen verjüngen. Seinem Willen gegenüber giebt es kein Recht, auf das die Menschen sich berufen könnten, um sich gegen seine Zwangsmittel aufzulehnen; was die Völker der Erde bisher theuer und heilig gehalten, darf er straflos unter die Füße treten. Fichte nennt das „Grille“, was Goethe bei Napoleon als Idee bezeichnet. Aber der Denkart, aus der diese gewaltige Grille sich heraus gebildet, will er ein gewisses Maß der Anerkennung nicht vorenthalten. Er sagt von dieser Denk-

art, sie sei mit Erhabenheit umgeben, weil sie kühn sei und den Genuß verschmähe. Ja, auch Begeisterung spricht er dem Gegner nicht ab; aber niemals ist „auch nur eine leise Ahnung der sittlichen Bestimmung des Menschengeschlechts in seinen Geist gefallen“. — Deshalb kann und muß er überwunden werden durch eine reinere, durch eine heilige Begeisterung, die zum wahrhaften Kriege antreibt, die aus einem unbedingten Streben nach dem, was das Höchste ist und als solches gelten muß, eine unzerstörbare Kraft gewinnt.

So wird hier jedes Wort ein Aufruf zum gerechtesten der Kriege, zum Kriege der Selbstbefreiung.

Mit Ehren erscheint Fichte unter den Vielen, die vor und nach ihm das Bild des Weltverwirrers zu zeichnen versucht haben. Aus ihrer Masse seien hier nur Genz und Taine herausgehoben, der deutsche Meister diplomatischer Redekunst und der unabhängige französische Geschichtsforscher. Ich erinnere an die Schriftstücke, in denen Genz, während die letzten Stützen des alten Europa zusammen zu brechen drohten, den litterarischen Angriffskrieg gegen Napoleon führte, an die Einleitungen zu der Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien und zu den Fragmenten aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts (St. Petersburg 1806). Der durch Verachtung geschärfte Haß, wie ihn der Bedränger im Gemüthe der hochherzigen Bedrängten erzeugt, hat sich selten so eindringlich, so hinreißend vernehmen lassen, wie in diesen Musterstücken einer wahrhaft staatsmännischen und doch leidenschaftlich vordringenden Beredsamkeit.

Taine schrieb fast achtzig Jahre nach Fichte. Weber Bewunderung noch Haß durfte sein Urtheil misleiten. Von der ausschweifenden Verehrung des Napoleonischen Genius hatte das zweite Kaiserreich jeden denkenden Franzosen nur allzu gründlich heilen müssen; gehässigen Widerwillen aber gegen den längst dahingegangenen Sohn und Bezwinger der Revolution

sucht der Historiker von sich fern zu halten. Taine will ein ruhig zergliedernder Beobachter sein; er will Napoleon erklären. Mit dem Anschein wissenschaftlicher Strenge untersucht er die Grundlagen, die Elemente, auf und aus denen die gewaltige Natur sich thürmend aufgebaut. Aus dem herrschenden Grundtriebe, der über und in ihr waltet, soll alles, was sie in sich trägt, alles, was von ihr ausgeht, folgerichtig abgeleitet werden. Im fünften Bande seines großen Werkes — leider dem letzten, den wir vollendet von seiner Hand empfangen sollten, — hat Taine auf 116 Seiten die Untersuchung umständlich vollzogen. Man wird ihr, wie einem anatomischen Akte, mit Aufmerksamkeit und nicht ohne Gewinn beiwohnen, auch wenn man nicht zugeben kann, daß der Zergliederer hier den eigentlichen Lebensgrund aufgedeckt hat, aus dem die wunderwürdigen Lebenserscheinungen empordringen.

Die Vorlesungen unseres vaterländischen Philosophen und Hippolyte Taines Untersuchungen — man wird nicht vermuthen, daß sich etwas Gemeinsames zwischen ihnen entdecken ließe. In welche Fernen rücken sie aus einander, die Werke wie die Männer! Die Verschiedenheit von Zeit und Ort, die Gegensätze der Volksart wie der persönlichen Sinnesweise, die veränderte Methode der wissenschaftlichen, insbesondere der geschichtlichen, Forschung, der Wandel, der während eines so bewegungsreichen Jahrhunderts in der gesamten wissenschaftlichen Weltbetrachtung vorgegangen — dies alles scheint den weitesten Abstand zwischen jenen beiden festsetzen zu müssen.

Mit wohlthuernder Ueberraschung aber gewahren wir, wie dennoch der jüngere Franzose, ohne daß er es will und ahnt, in seinem Urtheil, in seinen Ansichten mit dem älteren Deutschen mehrfach zusammentrifft. Es ist zu begreifen, daß in unseren Tagen französische Forscher gern darauf ausgehen, die Gestalt Bonapartes vom französischen Grund und Boden gleichsam loszulösen; sie möchten sich selbst überreden und der Welt die Meinung aufheften, die französische Nation dürfe die Verantwortung für

ihn und seine Thaten ablehnen, weil er in und über ihr als ein Fremder dastehe. „Kein Franzose, kein Mann des achtzehnten Jahrhunderts — auf den ersten Blick spürt man in ihm den Fremden, den Italiener“ — mit solchen Worten hat Taine ihn eingeführt und ihn sogleich streng abgesondert vom französischen Leben hingestellt. Nicht nur dem Ursprung nach ist er ein Korse; als einen solchen erweist er sich, wie Taine anschaulich darthut, in seiner persönlichen Erscheinung, in seinem anfänglichen politischen Streben, in den ersten mächtigen Regungen seiner jugendlichen Leidenschaft (Le Régime Moderne 1891 5 fgg.). Und Fichte hatte im Jahre 1813 seiner Vorlesung, die so ähnlich einer anfeuernden Predigt lautete, den Text zum Grunde gelegt: „Zuvörderst, er ist kein Franzose — — — er ist aus einem Volke, das schon unter den Alten wegen seiner Wildheit berüchtigt war“ u. s. w. Auch aus den folgenden Theilen der Fichteschen Rede hätte sich Taine manches Machtwort aneignen können; und wiederum würden manche der Schlüsse, die Taine aus den von ihm erörterten Thatsachen zu ziehen versteht, den von Fichte vorgebrachten Beweisen zur Bestätigung dienen. Von Fichte zu Taine scheint eine Reihe verwandter Ansichten hinüber zu leiten; und über ihnen schweben vermittelnd in geistiger Höhe die Anschauungen Goethes.

Eben in den ersten Jahren nach dem Abscheiden des Gefangenen von St. Helena begann die Napoleonische Legende sich zu bilden und über das festländische Europa, vor allem über Deutschland, sich verhängnißvoll auszubreiten. Der Stecken des Treibers war zerbrochen; die Furcht, sich ihm noch einmal beugen und knechtisch folgen zu müssen, war von den Völkern genommen. Nun erhob sich die ungeheure Gestalt, wie im Gefolge verführerischer Mächte, durch eine Art von Märtyrertum verklärt, um die Geister von neuem zu berücken. Lößlich war es daher von Varnhagen gehandelt, daß er im Jahre 1825 den Worten Fichtes über Napoleon wieder Gehör verschaffte, den Worten des Mannes, dem ein Theologe wie Mar-

heinecke in das frühe Grab das Zeugniß mitgeben konnte (31. Januar 1814), daß sein Sinnen und Trachten nicht irdisch gewesen, daß er mit immer neuer Kraft dem Ewigen und Unvergänglichen sich zugewandt.

Derselbe Brief vom 14. Juni 1825, in dem Barnhagen sich bescheiden dessen rühmt, was er für Verbreitung der durch Kunst und Alterthum überlieferten Lehren und Ansichten Goethes zu leisten sucht, enthält auch eine Hindeutung auf „den schönen Anfang mit Schillers Briefen“. Dazu will sich aber die Anmerkung des Herausgebers keineswegs schicken: „Proben aus dem Schiller-Goetheschen Briefwechsel erschienen in Kunst und Alterthum VI, I, S. 1—7 u. d. T. „Ueber epische und dramatische Dichtung“. Unmöglich kann Barnhagen im Sommer 1825 auf den Inhalt des Heftes anspielen, das den sechsten Band eröffnet: denn erst im Frühling 1827 ward dies Heft abgeschlossen (au Zelter 21. April; Knebel an Goethe 20. Mai 1827.). Er blickt vielmehr zurück auf das erste und zweite Heft des fünften Bandes. In diese zuerst ließ Goethe Bruchstücke aus seinem Briefwechsel mit Schiller einrücken; sie waren dem Jahre 1802 entnommen. Dann, um die Erwartung auf das Ganze der Correspondenz noch höher zu spannen, hat er im sechsten Bande als dritte Probe die wichtigen Verhandlungen vorgelegt, die gegen Ende des Jahres 1797 er und der Freund ernstlich gepflogen, um sich über das Wesen und die äußeren Bedingungen epischer und dramatischer Dichtung wechselseitig aufzuklären und über die Grundsätze ihrer poetischen Thätigkeit ein festes Einverständniß zu gewinnen. Er suchte, wie er an Cotta bedächtig schreibt, (26. Januar 1827) abermals und zwar von der theoretischen Seite den Blick auf jene Correspondenz hinzuleiten. — Ist Barnhagen in diesem Briefe auf Kunst und Alterthum näher eingegangen, so muß er in den folgenden häufig Bezug nehmen auf die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. In diesen hatte der Kreis, der sich in der Nähe und von ferne her um Hegel sammelte,

sich eine wirksame litterarische Vertretung geschaffen: durch ihre Vermittlung sollte dem Hegelschen Geiste, der Hegelschen Lehre ein siegreiches Vordringen auf allen Lebensbahnen deutscher Wissenschaft und Kunst ermöglicht werden. Daraus ergab sich von selbst, daß sie auch das innigere Verständniß, die Anerkennung der Goetheschen Denk- und Dichtweise zu fördern suchten. Einem solchen Bestreben durfte Goethes schützende Gunst nicht mangeln; ja, man mußte sich um seine mitthätige Beihülfe bewerben. Mit dem Jahre 1827 hatte die Zeitschrift ihr Dasein begonnen; im Namen des wissenschaftlichen Vereins, von dem ihre Stiftung ausgegangen, richteten schon am 6. März Hegel und Barmhagen an Goethe das ehrerbietige Ansuchen, er möge der Gesellschaft, die so würdige Absichten verfolge, nicht nur den Glanz seines Namens gönnen, sondern sie auch durch eingreifenden Antheil an ihrem Unternehmen stärken und ermuthigen. Ohne Zögern gab Goethe seine Zustimmung kund (an Barmhagen 15. März 1827); vor dem zweiten Jahrgange 1828 erblickte man seinen Namen in der Reihe der Mitarbeiter. Er widmete dann dem Jahrgange 1830 eine reichliche Beisteuer; und noch im Todesmonate, im März 1832, brachten die Jahrbücher die zweite Hälfte der Abhandlung (an Zelter 31. October 1831), in der, lebhaft und eifrig, als ob er über seine eigenen, nächsten Angelegenheiten sich äußerte, der zwei und achtzigjährige Forscher den in der französischen Akademie zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire ausgebrochenen Streit erschöpfend besprach und seiner ganzen Bedeutung nach mit geschichtlichem Weitblick würdigte.

Daß eine Zeitschrift, die sich über die ausgedehntesten Kunst- und Wissensgebiete verbreitet, und dazu der Mithülfe vieler bedarf, immer nur das Echte und Rechte, immer nur Ganzes und Tüchtiges aufnehme, das bleibt ein unerfüllbares Begehren. Goethe selbst, als er der frisch aufstrebenden Jenaischen Litteratur-Zeitung seine leitende Sorgfalt zuwandte, hatte wohl erfahren müssen, daß, ungeachtet aller Strenge und Behutsam-

keit, doch das Schiefe und Falbe, das Verwirrende und Unzulängliche sich unvermeidlich einschleicht. So wird er denn auch wohl seinen Berliner Anhängern nicht allzu ernstlich gegrollt haben, wenn ihm in ihren Jahrbüchern, denen an innerem Werth sich damals keine andere Zeitschrift Deutschlands gleichstellen konnte, auch Mißfälliges und Verfehltes aufstieß. Indeß wurden die Berliner doch durch die Kunde betroffen, manches in ihren Blättern hätte ihn unzufrieden gestimmt und seinen Tadel hervorgerufen. Seine Gunst durfte nicht gleichmüthig aufs Spiel gesetzt werden. Barnhagen fühlte sich gemüthigt, ihn zu begütigen. In dem Entschuldigungsbrief vom 25. October 1827 (S. 72) sucht er einige nicht weg zu leugnende Mißstände zu beschönigen und eigentliche Vorwürfe von den Leitern des Unternehmens abzulenken. In ihm selbst regte sich das Gewissen. Er hatte sich der unwillkommenen Aufgabe, Walter Scotts biographisches Werk über Napoleon zu beurtheilen, nicht entziehen können. Er behauptet, daß er sich ihrer so entledigte, wie seine Empfindung, seine Ueberzeugung, es ihm geboten; aber ihn ängstigt die Besorgniß, er könnte durch den Ton, den er gegen den berühmten Schotten angeschlagen, Goethes Mißfallen auf sich gezogen haben. Noch war die Recension nicht öffentlich bekannt: sie erschien erst im December; Barnhagen aber möchte sich schon im voraus der Nachsicht Goethes versichern und so verhüten, daß dieser künftig der kritischen Thätigkeit seines Verehrers jedes Zutrauen versage.

Als Goethe diese vorzeitige Abbitte des Recensenten vernahm, hatte er sich in das weitschichtige Werk selbst noch nicht hineingefunden. Erst seit den letzten Tagen des Novembers hat es ihn ernstlich beschäftigt und ihn dann bis zum Schluß des Jahres festgehalten.

Unfreundlich genug ertönten die kritischen Grüße, mit denen das Leben Napoleon Buonapartes von denen bewillkommt ward, die in den Bereichen der Litteratur und Politik als Stimmführer anerkannt waren, oder als solche sich ge-

berbeten. In hämischem Mitleid ward der Erzählungsmeister beklagt, dem das abenteuerliche Unterfangen, den Geschichtsschreiber der jüngsten Vergangenheit zu spielen, so übel ausgefallen. Belacht oder gescholten ward der klein sinnige Schotte, der als Söldling der britischen Regierung deren Todfeind, den großen Mann des Jahrhunderts, verständnißlos oder verleumderisch herabzuwürdigen getrachtet. Dieser Darstellung des Napoleonischen Lebens ward jeder innere Werth wie jeder äußere Reiz abgesprochen; sie ward gebrandmarkt als eine geflüsterte Fälschung, zum Frommen der englischen, ja der europäischen Aristokratie begangen an dem Heldebilde des Herrschers, der die völkerbefreienden Gedanken der Zukunft im Geiste getragen. Unglimpf und Schmähungen solcher Art konnten Goethe in seinem Vorhaben, sich dem Eindrucke des Werkes mit völliger Unbefangtheit hinzugeben, keinen Augenblick stören. Ruhig und erwartungsvoll schickte er sich an, dem Erzähler zu lauschen, dem alle Welt aufzuhorchen pflegte, von dem er selbst schon oft sich willig hatte fesseln lassen, und der nun die Pflicht übernommen, den Zeitgenossen die eben durchlebten weltgeschichtlichen Wunder und den großen Wundermann selbst (most wonderful man) wahrheitsgetreu vorzuführen.

Die Stimmung, in der Goethe sich dem Buche genähert, klingt uns deutlich aus den Sätzen entgegen, die mit dem Datum des 21. Novembers 1827 versehen, erst im sechsten Bande der Nachgelassenen Werke S. 233—36 zum Vorschein gekommen. Sie wurden niedergeschrieben, als er das Werk ernstlich vorzunehmen begann. Daher gebührt ihnen auch kaum der Name einer „Anzeige“, der ihnen in den Noten zu Barnhagens Briefe beigelegt wird. Höchstens könnten sie zur Vorbereitung auf eine solche dienen. Sie geben vorläufig nur Betrachtungen, die dann während des fortschreitenden Lesens sich vervollständigen sollten; sie deuten auf die Grundsätze und Anschauungen hin, nach denen er bei der schließlichen Beurtheilung zu verfahren gedachte. Sie blieb uns leider vorenthalten; in ein-

gehenden brieflichen Äußerungen jedoch ist uns ein Ersatz geboten, mit dem wir uns wohl begnügen mögen.

Das Exemplar der umfangreichen Lebensbeschreibung, das ihm in winterlichen Abend- und Nachtstunden vor Augen lag, war ihm als Gabe des Verfassers selbst gekommen. In einem Briefe vom 9. Juli 1827 hatte Scott das Geschenk angekündigt. Deutsche Litteratoren wollen uns glauben machen, dieser Brief sei ungedruckt. Scotts Biograph, Felix Eberty, gesteht noch in der zweiten verbesserten Auflage seines „Lebensbildes“ (1871, 2, 196), das Schreiben sei ihm leider nicht zu Gesicht gekommen; er wagt nur die Vermuthung, es werde „gewiß einen erwünschten Beitrag zu der Autographensammlung des achtundsiebenzigjährigen Dichterkürsten gebildet haben.“ So spricht denn auch das Goethe-Jahrbuch XIV 136 von dem ungedruckten Briefe, der nur in einer deutschen Uebersetzung im Goethe- und Schiller-Archiv zu finden sei.

Unbegreiflich lautet Ebertys Geständniß für jeden, der mit dem wahren und eigentlichen Lebensbilde Sir Walter Scotts vertraut ist. Dies hat sein Schwiegersohn, J. G. Lockhart, uns aufgestellt. Die biographische Litteratur rühmt sich weniger Werke, die bei gleicher Reichhaltigkeit eine gleiche Anziehungskraft bewahren, und, trotz einer scheinbar störenden Ueberfülle des Stoffes, den einzigen Hauptzweck einer solchen Darstellung so sicher verfolgen und so glücklich erreichen. Eberty durfte nur auf das bescheidene, aber nicht zu mißachtende Verdienst Anspruch machen, für den deutschen Leser einen brauchbaren Auszug aus diesen „Denkwürdigkeiten“ zu verfertigen. Diese Denkwürdigkeiten aber, aus denen er unablässig schöpfen mußte, bieten in ihrem 73sten Kapitel den Text jenes vermißten Schreibens fast unverfälscht und in vollkommen zuverlässiger Fassung. Ja, es folgt dort unmittelbar auf ein Schreiben Goethes, das Eberty vollständig wiedergiebt. Wie konnte er das eine bemerken und an dem andern achtlos vorübergehen?

Offenbar hat es Eberty versäumt, sich Rath's zu erholen

aus den späteren Auflagen seiner wichtigsten Quellschrift. Und der ersten Auflage hatte Lockhart allerdings dieses Schreiben seines Schwiegervaters noch nicht einverleiben können. Denn erst im Jahre 1839 ward es ihm abschriftlich zugestellt, und zwar durch Mrs. Jameson, die sich im Weimarischen Kunst- und Lebenskreise gründlich und mit liebevoller Aufmerksamkeit umgesehen, dieselbe Mrs. Jameson, deren Carlyle am 14. Mai 1834 im Briefe an Eckermann erwähnt, und aus deren Munde er viel über Weimar zu hören erwartet (Goethe's und Carlyle's Briefwechsel. Berlin 1887 S. 172; vgl. S. 254).

Wochte aber immerhin jede der späteren Ausgaben Lockharts dem deutschen Bearbeiter verborgen bleiben! War denn Eckermann nicht zur Aushilfe bereit? Hat dieser im dritten Bande der Gespräche unter dem 25. Juli 1827 nicht eine Uebersetzung des Scottschen Briefes geliefert? Sie war entstanden auf den Wunsch Goethes, dem es beschwerlich fiel, in der Urschrift die Züge der schon geschwächten Hand zu entziffern. Durch den Herausgeber der Varnhagenschen Briefe hätten wir gern erfahren, ob mit der im Archiv aufbewahrten Uebersetzung die Eckermannsche wesentlich zusammenstimmt. Oder wären diese zwei Uebersetzungen eigentlich nur eine? —

Wie Eckermann richtig vermuthete, war das Schreiben Scotts durch ein Goethesches hervorgerufen. Am 12. Januar 1827 hatte der deutsche den schottischen Dichter brieflich angesprochen. Diesen Brief Goethes kannten wir und kannten ihn auch nicht, oder wenigstens nur zur geringeren Hälfte. Lockhart (Edinburgh 1882, 9, 92) giebt ihn in englischer Uebersetzung; und diese mußte dann wieder unter der Hand Ebertys eine Umschreibung ins Deutsche erleiden. Ist das Original noch in irgend einem Abbotsforder Winkel versteckt? Hat es sich aus Lockharts Papieren verloren, um in die gierigen Hände eines Sammlers zu gerathen, der es eifersüchtig verbirgt? Genug, als Strehle in das Verzeichniß, das jeder Mitforscher so dankbar benützt, auch diesen Brief eintragen wollte, stand ihm nur

eine von Kanzler Müllers Archiv dargebotene Abschrift zur Verfügung; — denn ich irre wohl nicht, wenn ich unter dem Worte „Original“, das er hier anwendet, nichts anderes als die ursprünglich deutsche Abfassung verstehe. Aus diesem Schriftstücke durfte Strehle nur zwei Sätze zur öffentlichen Mittheilung herausheben; für die Ergänzung des Fehlenden sah er sich auf Eberts Buch angewiesen. Aber schon diese beiden Sätze bestätigten den Verdacht, daß es dem englischen Dolmetscher, dem der deutsche gehorsam nachsprechen mußte, nicht durchaus gelungen, den Sinn des Originals zu erfassen. Dies ward uns endlich im achten Bande des Goethe-Jahrbuchs (S. 3—4) unverstümmelt vorgelegt.

Goethe giebt zunächst der Trauer um Lord Byron Ausdruck: sie sei von neuem in ihm geweckt worden durch ein wohlgetroffenes Bildniß des Hingeshiedenen, das durch Schenkung eben in seinen Besitz gelangt ist. Dann läßt Lockhart ihn in etwas verzwickter Satzfügung sagen, die Ueberlebenden trösteten sich durch die Erwägung, daß, wie Byron nun vereint sei mit der edlen Geisterschar hochherziger Menschen, die vor ihm abgerufen worden, so auch sie, die noch auf der Erde weilten, ein Recht hätten, sich brüderlich verbunden zu fühlen mit verwandten Geistern, wenn diese ihnen auch nicht sichtbarer würden, als die seligen Schatten vergangener Zeitalter. — Sollte Goethe bei diesem Anlasse wirklich die Betrachtung auf das Jenseits hingelenkt haben und auf die seligen Schatten, die es bevölkern? Nichts von dem allem enthalten die echten deutschen Worte. Sie besagen nur, die Ueberlebenden könnten Trost gewinnen durch die Ueberzeugung, daß, wie der Abgeschiedene im Leben nicht allein gestanden, sondern gar manchen Guten in Liebe und Zutrauen an sich gezogen, so auch sie nicht allein stehen, sondern sich der geistigen Vereinigung mit den Trefflichen, die einst auch ihm verbunden waren, erfreuen dürfen. Eine dem Original fremde Wendung zeigt noch der Schlusssatz, in dem Goethe dankbar zurückblickt auf Scotts früheres

Bemühen, den Göz von Verlichingen in England einzu-
bürgern.

Den Empfang dieses Briefes hat Scott am 15. Februar 1827, freudig gestimmt, in seinem Tagebuche vermerkt. Die Freude war ihm zu gönnen. Mußte doch jeder Lichtstrahl ihm willkommen sein, der auch nur für flüchtige Momente das Dunkel jener Tage aufhellte. Im Januar des vorhergehenden Jahres war das große, nicht unverschuldete Mißgeschick über ihn herein gebrochen. Er wollte ihn ungebeugt begegnen. Nie ermattende Arbeit sollte ihn befähigen, die lastende Schuld von hundert und zwanzig tausend Pfund Sterling abzuwälzen. Und auch der lastende Gram durfte ihn nicht niederdrücken, als vielfaches Leid ihn im Inneren seiner Familie heimsuchte, als im Mai 1826 sein Weib ihm von der Seite genommen ward, die vertraute, liebevolle Genossin seiner glücklichen Jahre, die nun vor dem Andrang ungewohnter Kümmernisse kraftlos erlag. Im Juni empfing die Lesewelt erwartungsvoll den Roman Woodstock. Der Verfasser des Waverley, rüstig und emsig wie immer, hatte ihn ausgearbeitet, eben da er unter der Schwere seiner Bedrängnisse und Verpflichtungen zu leiden begonnen; in den letzten Tagen des März hatte er ihn zu Ende gebracht. Nun ward er für die nächsten Monate gänzlich in Beschlag genommen von seinem Boney — mit diesem volksmäßigen, aber nichts weniger als freundlich gemeinten Rosenamen bezeichnet er vertraulich seinen korsischen Heldenmann. Der Wunsch, über manche wichtige Einzelheiten seines großen Stoffes zuverlässigere Belehrung zu gewinnen, führte ihn im October und November nach London und Paris. Dort ward ihm mit Ehren- und Freundschaftsbezeugungen aller Art gehuldigt, die hie und da ihn belästigen mochten, aber doch in ihm die wohlthuende Empfindung bestärkten, daß die gebildete Welt Europas sein Leben wie sein mühevollcs Thun mit bewundernder Theilnahme begleitete. Heimgekehrt mußte er sich wieder in die Knechtschaft fügen, die sein Boney über ihn verhängte. Wollte er auf kurze